

Steven Rowley  
*Lily und der Oktopus*



GOLDMANN  
Lesen erleben



Steven Rowley

*Lily und der Oktopus*

Deutsch von  
Sibylle Schmidt

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel  
»Lily and the Octopus« bei Simon & Schuster, New York.

Die Übertragung des Mottos von Rudyard Kipling sowie des  
Gedichtes »Funerac Blues« von W.H. Auden ins Deutsche erfolgte  
durch Sibylle Schmidt.

Der Goldmann Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im  
Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt  
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere  
Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung  
des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2016 by Steven Rowley

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe April 2017

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Na Kim

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-31433-1

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für Lily*



Das Gesetz für die Wölfe

*Das ist das Gesetz des Dschungels  
wie der Himmel so alt und so wahr  
Der Wolf der es hält wird gedeihen  
Dem Wolf der es bricht droht Gefahr.  
So wie Lianen umschlingen die Bäume  
Das Gesetz wirkt mit großer Macht  
Denn der Wolf ist des Rudels Stärke  
Und das Rudel des Wolfes Kraft.*

Rudyard Kipling





# DER OKTOPUS



An einem Donnerstag fällt er mir zum ersten Mal auf. Dass es ein Donnerstag ist, weiß ich deshalb so genau, weil meine Hündin Lily und ich donnerstags immer über Jungs plaudern, die wir schnucklig finden. Nach Menschenzeit gerechnet ist Lily zwölf, nach Hundezeit vierundachtzig Jahre alt. Ich bin zweiundvierzig, in Hundejahren demnach zweihundertvierundneunzig. Aber da ich mich gut gehalten habe und ziemlich jung wirke, bekomme ich oft zu hören, dass ich locker für zweihundertachtunddreißig – vierunddreißig also – durchgehe. Über unser Alter lasse ich mich deshalb hier aus, weil Lily und ich beide etwas unreif sind und zu jüngeren Männern neigen. Wir debattieren endlos über die diversen Ryans. Ich stehe total auf Ryan Gosling, wohingegen Lily für Ryan Reynolds schwärmt, obwohl sie mir keinen einzigen Film von ihm nennen kann, den sie sich zweimal anschauen würde. (Ryan Phillippe lassen wir schon seit Jahren aus, weil wir uns nicht über die Aussprache einigen konnten. FILL-a-pi? Fill-Ah-pey? Außerdem dreht er nur noch selten.)

Als Nächstes sind dann die Matts und Toms dran. Je nachdem, wie die Woche verlaufen ist, erörtern wir abwechselnd Matt Bomer, Matt Damon, Tom Brady und Tom Hardy. Schließlich wenden wir uns den Bradleys zu, Bradley Cooper und Bradley Milton, wobei ich eigentlich keinen Schimmer habe, weshalb Lily immer auf Letzteren zu sprechen kommt, denn der ist schon ewig tot. Vermutlich hat es damit zu tun,

dass sie ein Faible für Brettspiele hat, mit denen wir uns immer freitags vergnügen.

An diesem Donnerstag befassen wir uns jedenfalls mit einigen Chrissen: Chris Hemsworth, Chris Evans, Chris Pine. Lily hat gerade spontan vorgeschlagen, Chris Pratt auch noch in Erwägung zu ziehen, als ich den Oktopus bemerke. Man bekommt ja eher selten einen Oktopus aus der Nähe zu Gesicht, vor allem nicht in Wohnzimmern. Und normalerweise sitzen Oktopoden auch nicht wie Partyhütchen auf den Köpfen von Hunden herum. Deshalb bin ich einigermäßen verdattert. Ich kann diesen Oktopus ziemlich genau erkennen, da Lily und ich uns auf der Couch gegenüber sitzen – ich im Schneidersitz, Lily posierend wie der MGM-Löwe.

»Lily!«

»Wir müssen Chris Pratt ja nicht hinzunehmen, war nur ein Vorschlag«, erwidert Lily.

»Nein – was ist das auf deinem Kopf?«, frage ich. Zwei Tentakel des Kraken hängen rechts an ihrem Gesicht herunter wie ein Kinnriemen.

»Wo?«

»Was soll das heißen – *wo*? Da. Rechts an deiner Schläfe.«

Lily schweigt einen Moment, hält meinem Blick stand. Dann verdreht sie kurz die Augen Richtung Oktopus. »Ach so. *Das*.«

»Ja, *das*!«

Ich beuge mich sofort vor und packe ihre Schnauze, wie ich es früher gemacht habe, als sie noch ein Hundekind war. Damals bellte sie ständig, weil sie über jeden neuen Eindruck so aufgeregt war, dass sie ihrer Begeisterung unentwegt mit etwas schrillen Stakkatos Ausdruck gab: *SCHAU!*

*DIR! DAS! NUR! AN! DAS! IST! DAS! AUFREGENDSTE! WAS! ICH! JEMALS! GESEHEN! HABE! DAS! LEBEN! IST! JA! SO! TOLL!* Zu Anfang unseres Zusammenlebens verschleppte Lily einmal, während ich unter der Dusche war, meine sämtlichen Schuhe (Größe 48) aus meinem Zimmer ganz nach oben auf den Treppenabsatz. Als ich sie fragte, weshalb sie das gemacht hatte, antwortete sie mir im Brustton der Überzeugung: *DIESE! DINGER! DIE! MAN! AN! DIE! FÜSSE! TUT! SOLLTEN! NÄHER! AN! DER! TREPPE! SEIN!* So viel Elan und Einfallsreichtum.

Ich ziehe Lily näher zu mir und drehe ihren Kopf zur Seite, um den Oktopus genauer zu inspizieren. Worauf Lily mir ob dieser groben Belästigung durch einen großen ungeschlachten Menschenmann den empörtesten Blick zuwirft, der ihr in dieser Position möglich ist.

Der Oktopus hat sich über Lilys Auge festgesaugt. Es kostet mich Überwindung, aber schließlich gelingt es mir, ihn mit einem Finger zu betasten. Das Ding ist härter, als ich vermutet hätte. Fühlt sich nicht wie ein Luftballon an, sondern wie ... Knochen. Eigentlich eher wie etwas, das unter der Haut sitzt. Aber es hockt obendrauf, für jedermann sichtbar. Ich zähle die Tentakel, drehe Lilys Kopf zur anderen Seite – und wahrhaftig, es sind acht an der Zahl. Der Oktopus wirkt nicht nur fehl am Platz hier, sondern auch wütend. Oder vielleicht wäre *aggressiv* das richtigere Wort. So als wolle er verkünden, dass er die Absicht habe, sich hier dauerhaft breitzumachen. Ich werde jetzt nicht lügen. Das Teil ist ebenso verwirrend wie beängstigend. Irgendwann habe ich mal ein Video von einem Oktopus gesehen, der am Meeresboden so perfekt getarnt war, dass man ihn überhaupt nicht erkennen konnte – bis irgendwelches bedauernswerte Getier

wie Schnecke, Krabbe oder Fisch des Wegs kam und mit tödlicher Raffinesse erlegt wurde. Ich weiß noch, dass ich mir das Video mehrmals anschaute, um den Oktopus in seiner Tarnung zu entdecken. Nach mehreren Versuchen gelang es mir, zumindest seine Präsenz zu spüren, die wartende Kraft und Bedrohlichkeit, auch wenn ich seine Umrisse immer noch nicht ausmachen konnte. Nachdem ich den Oktopus aber einmal gesehen hatte, konnte ich ihn nicht mehr *übersehen*, selbst wenn ich es zugleich eindrucksvoll fand, dass er sich derartig perfekt tarnen konnte.

Hier verhält es sich genauso.

Jetzt, da ich den Oktopus gesehen habe, kann ich ihn nicht mehr *übersehen*, weil er Lilys Gesicht komplett verändert. Ein Gesicht, das ich immer so wunderschön fand – ein edles, klassisches Hundeprofil, nur leicht beeinträchtigt durch den zweifellos etwas albern geformten Dackelkörper. Dennoch – dieses Gesicht! Vollkommen in seiner Symmetrie. Wenn man Lilys Ohren nach hinten zog, sah ihr Gesicht aus wie ein kleiner Bowling-Pin, überzogen mit seidenweichem mahagonifarbenem Fell. Jetzt aber wirkt ihr Kopf eher wie ein malträtiertes, verbeulter Pin, der in der Zehnerformation ganz vorn steht.

Lily schnaubt zweimal mit geblähten Nasenlöchern, und ich merke, dass ich immer noch ihre Schnauze festhalte. Ich lasse los; mir ist natürlich klar, dass Lily jetzt vollkommen echauffert ist über diese respektlose Behandlung.

»Ich möchte nicht darüber reden«, erklärt sie und wendet den Kopf ab, um eine juckende Stelle an ihrem Bauch mit den Zähnen zu bearbeiten.

»Nun, aber *ich* möchte darüber reden.«

Und vor allem möchte ich darüber reden, wie es passie-

ren konnte, dass mir dieses Ding erst jetzt auffällt. Wie es möglich ist, dass ich tagtäglich Sorge trage für jeden Aspekt von Lilys Leben – Futter, Wasser, Auslauf, Spielzeug, Leckerli, Spaziergänge, Arznei, Ausscheidungen, Unterhaltung, Kuscheln, Zuwendung, Liebe – und nicht bemerkt habe, dass auf einer Seite ihres Kopfs ein Oktopus hockt, der bereits eine bedrohliche Größe erreicht hat. *Der Oktopus ist ein Meister der Tarnung*, sage ich mir selbst; *er legt es darauf an, im Verborgenen zu bleiben*. Doch während ich mir das selbst stumm zuraune, frage ich mich bereits, weshalb ich gerade versuche, mich herauszureden.

»Tut es weh?«

Ein Seufzer. Ein tiefes Ausatmen. Als Lily noch kleiner war, gab sie beim Schlafen immer ein ähnliches Geräusch von sich, meist bevor ihre Beine zu zappeln begannen – Vorspiel zu einem schönen Traum, in dem sie Eichhörnchen oder Vögeln hinterherflitzte oder an einem endlosen Strand über den warmen Sand dackelte. Ich habe keine Ahnung, weshalb, aber ich muss daran denken, wie Ethan Hawke die von Bernard Pivot kreierte Fragen am Ende jeder Folge von *Ungeschminkt* beantwortete. Auf die Frage: »Welches Geräusch oder welche Stimme liebst du?«, sagte Ethan Hawke: *Das Seufzen von Welpen*.

Ja! Was für eine wundervolle Verknüpfung – seufzende Welpen. Als würden sanft schlummernde Welpen irgendwas Bedrückendes empfinden oder hätten Grund, erschöpft oder verzweifelt zu seufzen. Und dennoch seufzen sie tatsächlich ständig. Geben diese entzückenden, arglosen Laute von sich. Doch Lilys Seufzen jetzt ist anders. Unterschwellig anders. Dem ungeübten Ohr würde nichts Ungewöhnliches auffallen. Aber ich kenne Lily so gut, wie man ein anderes

lebendes Wesen nur kennen kann, und ich höre den Unterschied. Das Seufzen ist nicht entspannt, sondern irgendwie mühsam. Lily macht sich Sorgen und trägt eine Last mit sich herum.

Ich wiederhole die Frage: »Tut es weh?«

Lily überlegt lange, bevor sie nach geraumer Zeit antwortet: »Manchmal.«

Das Wunderbarste an Hunden ist, dass sie immer genau spüren, wann man sie am meisten braucht. Sie lassen dann alles andere stehen und liegen und gesellen sich zu einem. Ich muss Lily nicht weiter bedrängen. Sondern ich tue einfach das, was sie so oft für mich getan hat, wenn ich an Liebeskummer, Krankheiten, Depressionen litt oder mich unwohl und unpässlich fühlte: Ich sitze ganz still bei ihr, und unsere Körper berühren sich gerade genug, um Wärme und die stärkende Energie alles Lebendigen zu verströmen. Und dann spüre ich, wie sich unser Atem beruhigt und im Rhythmus so angleicht, wie es immer geschieht, wenn wir friedlich beisammensitzen.

Ich zwicke sie liebevoll in den Nacken, wie ihre Mutter es vermutlich getan hat, als Lily noch ein Welpe war.

»Ein Wind zieht auf«, sage ich zu ihr. Als ich mich zwinde, auf den Oktopus zu blicken, fürchte ich, dass an diesem Zitat mehr dran ist, als mir lieb sein kann. Aber hauptsächlich will ich Lily das Stichwort geben für ihre Lieblingsstelle aus *Elizabeth – Das goldene Königreich*. Wir haben den Film zwar beide nicht gesehen, aber dieser Dialog kam im Trailer vor, der damals dauernd gezeigt wurde, wenn wir im Kino waren. Und Lily und ich erstickten beinahe vor Lachen, als Cate Blanchett als die jungfräuliche Königin ihre Antwort förmlich bellte.



Lily wird ein wenig munterer und rezitiert prompt: »Auch mir sind die Winde untertan! Ich habe einen Orkan in mir, der Spanien verwüsten wird! Und kämen sie mit einer Höllenstreitmacht – wir hielten sie auf!«

Sie gibt sich alle Mühe, für mich. Aber wenn ich ganz ehrlich bin: Sie war schon besser. Instinktiv ahnt sie wahrscheinlich, was jetzt auch mir rasant bewusst wird: Sie ist die Schnecke; sie ist die Krabbe; sie ist der Fisch.

Der Oktopus ist hungrig.

Und er wird sie kriegen.



# TARNUNG



## *Freitagnachmittag*

Die Wände im Behandlungsraum meiner Therapeutin sind so gelb wie Butter. Wenn ich da auf der Couch mit dieser einen defekten Sprungfeder hocke, die auf entnervende Weise entspanntes Sitzen verhindert, stelle ich mir oft vor, wie ich das gesamte Zimmer mit braunem Zucker, Mehl, Vanille und Schokosplitter in eine Backschüssel stopfe. Sobald ich mich ärgere, weil ich das Gefühl habe, etwas besser zu wissen als andere, kriege ich nämlich Heißhunger auf Kekse. Und zwar auf Schokokekse frisch aus dem Ofen – außen knusprig, innen mürb, die Schoko weich, aber noch nicht geschmolzen. Ich kann mir nicht erklären, was genau diese Gelüste auslöst, aber es gibt einen Spruch vom Krümelmonster, der mir nie mehr aus dem Kopf gegangen ist: »Heut leb ich im Moment, aber wenn der nicht nett ist, ess ich einen Keks.« Natürlich stammen nicht alle meine persönlichen Mantras von glupschäugigen blauen Monstern, aber der Satz hat sich irgendwie eingepägt. Und in letzter Zeit steht mir sehr häufig der Sinn nach Keksen.

Meine Therapeutin heißt Jenny, was an sich kein akzeptabler Name ist für eine Psychologin. Das geht eigentlich nicht. Jenny ist ein geeigneter Name für eine Sportlehrerin. Oder natürlich für die Frau von Forrest Gump. Auch für eine Verkäuferin in einem Frozen-Yogurt-Laden, die meint, sie

hätte einen Stressjob, obwohl man da den Yogurt selbst zapft und er nur gewogen werden muss. Aber eine Psychotherapeutin sollte nicht Jenny heißen. Ich gehe davon aus, dass Jennys nie richtig ernst genommen werden. Paradebeispiel: Ich heiße Edward Flask, werde aber »Ted« genannt – darauf bestehe ich, seit ich in der Grundschule den Spitznamen »Special Ed« (eine Anspielung auf Sonderschule) verpasst bekam, weil ich so schüchtern war. Ich sehe jetzt, dass Jenny auf dem Block, den sie auf dem Schoß liegen hat, meinen Namen mit einem dickeren T geschrieben hat – vermutlich um sich daran zu erinnern, dass keiner mich Ed nennt. Und dabei bin ich schon seit Monaten bei ihr in Behandlung! Weil Jenny meine Krankenversicherung akzeptiert und ihre Praxis bei mir in der Nähe ist (nach Maßstäben von Los Angeles jedenfalls). Jenny zieht grundsätzlich die falschen Schlüsse aus dem, was ich ihr erzähle, aber ich bin inzwischen ziemlich versiert darin, ihre eher minderbemittelten Ratschläge durch die imaginierte kompetentere Denke eines intelligenteren Therapeuten so zu filtern, dass die für mich notwendigen Einsichten dabei herauskommen. Das klingt zwar dysfunktional, funktioniert aber irgendwie für mich.

Mit der Therapie habe ich angefangen, nachdem ich vor anderthalb Jahren meine letzte Beziehung beendet habe, nach sechs Jahren, obwohl ich das wahrscheinlich schon nach vier Jahren hätte tun sollen. Unser Einstieg war stark. Wir hatten uns nach einer Vorstellung von Billy Wilders *Das Apartment* im New Beverly Cinema kennengelernt und über den Film debattiert. Jeffreys Bemerkungen waren enorm klug – beängstigend klug geradezu – und sehr leidenschaftlich. Als ich mich erschüttert darüber zeigte, wie in dem Film mit den Themen Untreue und Ehebruch umgegangen wird,

wies Jeffrey mich darauf hin, dass ich erklärtermaßen ein Fan von Wilders *Das verflixte 7. Jahr* sei.

Zu Anfang fand ich Jeffreys Charisma geradezu suchterregend. Doch nach einer Weile fiel mir auf, dass es auch eine Fassade war, hinter der sich ein verletzter Junge verbarg. Jeffrey war ohne Vater aufgewachsen, weshalb ich verstehen konnte, dass er dauernd nach Bestätigung verlangte. Das fand ich liebenswert und menschlich. Bis er anfang, diesem kleinen Jungen freien Lauf zu lassen – er bekam Wutanfälle, inszenierte Dramen und wollte über Dinge bestimmen, die ihn nichts angingen. Aber er war eben immer noch dieser Junge, und ich liebte ihn, weshalb ich bei ihm blieb und mir einredete, es würde irgendwann weniger schwierig sein. Doch dann wurde ich eines Morgens mit einem der Weckrufe des Lebens wach und dachte: Ich habe Besseres verdient. Am Abend dieses Tages trennte ich mich von Jeffrey.

Nach einem Jahr Dating-Abstinenz wage ich mich allmählich wieder raus und begeben mich in Situationen, von denen ich glaubte, sie längst hinter mir gelassen zu haben. Jenny stellt mir Fragen dazu.

»Wie geht es denn damit?«

»Damit?«

»Ja.«

»Dating?«

»Mhm.«

Das ist das Allerletzte, worüber ich reden möchte. Der Oktopus umklammert meinen Kopf inzwischen schon genauso unerbittlich wie den von Lily. Dennoch kann ich mich nicht überwinden, Jenny von unserem unliebsamen Gast zu erzählen. Jetzt jedenfalls noch nicht. Ich kann mich nicht entblößen, kann die Angst vor dem Oktopus nicht offen-

baren, weil Jenny dann garantiert wieder allen möglichen Unsinn äußert. Jenny. Ich kann ja ihre Arbeit nicht für sie erledigen – in diesem Fall zumindest geht das nicht. Lieber würde ich ihre Arbeit ohne sie machen, das heißt, dieses Thema komplett für mich behalten.

Ich hätte nicht mal herkommen sollen, hätte Lily nicht mit dem Oktopus allein lassen dürfen. Aber die Sonne scheint gerade genau so durchs Küchenfenster, wie Lily das schätzt, und die langen Nachmittagsstrahlen spenden ihr behagliche Wärme für ein langes Schläfchen. Erst am Montag ist der Termin beim Tierarzt, und irgendwas in mir will glauben, dass die Sonne Lily heilen wird. Dass sie dieses Wesen, das bei uns fehl am Platz ist, verdorren lassen wird.

»Sind Oktopoden Fische?«, höre ich mich plötzlich fragen.

»Sind Oktopoden was?«

»Fische. Ob sie Fische sind.«

»Nein, ich glaube, das sind Zephalopoden.«

Passt irgendwie, dass Jenny das weiß. Wahrscheinlich wollte sie eigentlich Meeresbiologin werden und hat sich dann an der Uni in einen Psychologiestudenten mit starken maskulinen Händen verliebt, der einen Namen wie Chad oder so trägt. Ich würde jetzt gern im schönen warmen Sonnenlicht neben Lily liegen. Dann könnte ich meine Hand auf ihr ruhen lassen wie früher, als sie noch klein war – damit sie spüren kann, dass alles gut ist, solange ich bei ihr bin.

»Und wie läuft es mit dem Dating?«

»Dating. Weiß nicht. Okay. Ereignislos. Enervierend.«

»Aufregend?«

»Nein, nicht aufregend.« Großer Gott, ich brauche dringend Kekse. »Entnervend, wissen Sie. Mühsam. Langweilig.«



»Warum ist es mühsam?«

»Weil es eben so ist.« *Kekse!*

»Aber es ist doch eigentlich immer interessant, neue Menschen kennenzulernen, nicht wahr? Könnten Sie es nicht mal so sehen?«

»Könnte ich wohl.« Das sage ich in bockigem Tonfall, um klarzustellen, dass ich das weder will noch tun werde. Ich weiß nicht, ob es an mir liegt – vielleicht bin ich bislang nicht bereit dafür. Oder ob es an den Männern liegt? Womöglich sind die guten alle schon vergeben. Es könnte natürlich auch an meinem Alter liegen. Los Angeles ist ein Nimmerland der verlorenen Jungs, die sich viel zu oft brüsten und krähen und viel zu selten mit Tiefgang ausgestattet sind. Als ich wieder mit dem Dating loslegte, war ich zu Anfang mit Schwung dabei und gab mir richtig Mühe. Aber nachdem ich diverse erste Treffen hinter mir hatte, konnte ich mich nicht mehr erinnern, ob ich eine Geschichte gerade eben schon mal oder aber beim letzten oder vorletzten Mann erzählt hatte. Um nicht langweilig rüberzukommen, hatte ich mir eine Sammlung meiner witzigsten Anekdoten und geistreichsten Bonmots zusammengestellt, die ich dann zum Besten gab. Weil ich das aber immer wieder machte, fand ich mich schließlich selbst langweilig.

Das hätte ich Jenny alles erzählen sollen, wenn auch nur aus dem Grund, dass meine Krankenversicherung dafür zahlt und ich für meine Krankenversicherung zahle (und zwar einen Haufen Geld, vor allem für einen selbstständigen Autor). Doch stattdessen bringe ich nur ein schwächliches »Ach ... weiß nicht« hervor.

»Erzählen Sie mir davon«, werde ich von Jenny aufgefordert.

»Nein.«

»Na, kommen Sie. Vergessen Sie Ihren Tumor nicht, der ist lebenswichtig.«

Die Tentakel des Oktopus zappeln vor meinen Augen herum, und das gefräßige Maul kommt zum Vorschein, als sich das Vieh auf mich stürzt.

Ich zucke zusammen und fuchtle mit den Händen vor meinem Gesicht herum. »Was haben Sie gerade gesagt?« Mein Tonfall gerät irgendwie anklagend.

Jenny betrachtet mich mit besorgtem Blick. Sie merkt bestimmt, dass mir der Schweiß auf der Stirn steht. Ich schaue mich panisch nach dem Oktopus um, aber er ist ebenso schnell wieder verschwunden, wie er aufgetaucht war.

»Ich sagte: ›Vergessen Sie Ihren Humor nicht.‹« Die Besorgnis weicht einem Lächeln.

*Hat sie das tatsächlich gesagt?*

Die Wände meiner buttrigen Gefängniszelle rücken näher; der Raum erscheint mir viel kleiner als noch vor fünf Minuten. Das weist auf eine nahende Panikattacke hin. Früher waren die eher selten, aber in letzter Zeit mehren sie sich. Der beste Weg, einen ausgewachsenen Kollaps zu vermeiden, ist das zu tun, was ich keinesfalls tun möchte – über Männer reden. Mich erinnern, dass das Leben weitergeht. Mich dem widersetzen, was die Angst auslöst. Deshalb gebe ich nach. »Also, es gibt da diesen einen Mann. Sieht gut aus. Ist klug und witzig. Sieht gut aus. Das hab ich gerade schon gesagt, oder? Na ja, so wie er aussieht, darf man das. Aber ich weiß eben nicht, ob er Interesse hat.«

»An Ihnen?«

»Nein, an der Kunst des Bogenschießens.« Ich verschränke schützend die Arme vor der Brust. »*Natürlich* an mir. Wir

haben uns schon zweimal getroffen. Das zweite Treffen war auch gut.« Das ist doch Blödsinn. Ich sollte über den Oktopus sprechen. Doch ich darf nicht an den Oktopus denken, weil dann die Angst schlimmer wird. »Aber ich weiß immer noch nicht. Ob er Interesse hat. *An mir*. Deshalb dachte ich mir, wenn wir uns nach dem zweiten Treffen verabschieden und er will mich küssen, wäre das ja dann ein Zeichen. Und wenn er mich umarmen will, werde ich mich nicht als Erster aus der Umarmung lösen.« Um zu demonstrieren, dass ich das für einen gelungenen Plan hielt, deute ich auf meinen Kopf, der ja auch nicht nur als Hutständer dient. Dann denke ich plötzlich, dass der Oktopus sich dort womöglich niedergelassen hat, da er offenbar Köpfe als Aufenthaltsort bevorzugt, und taste mich hastig ab. Jenny schaut mich an, als erleide ich irgendeinen Anfall, fährt aber wacker fort.

»Das war klug von Ihnen. Dann konnten Sie ja auch spüren, ob die Umarmung eher freundschaftlicher oder eher erotischer Natur war. Und was haben Sie dann erlebt?«

»Ich habe sie als Erster abgebrochen.«

Jenny sieht zutiefst enttäuscht aus.

Um mich zu rechtfertigen, sage ich rasch: »Na ja, er hat sich aber nicht gerührt, und wir standen da, als hätten wir beide einen Schlaganfall gehabt und müssten uns stützen.« Die Wände sind jetzt so nah, dass ich mir nicht sicher bin, ob sie mich zerquetschen werden oder ob ich in der weichen Buttermasse den Erstickungstod erleiden und dann als Abdruck an der Wand verewigt sein werde.

»Das hätten Sie an sich deuten können.« Jenny malt auf ihrem Block das *ed* in meinem Namen aus, bis es so fett ist wie das T. Sie wird dafür *bezahlt*, mir zuzuhören, und sogar sie findet mich langweilig. Aber das kann ich ihr nicht vor-

werfen. Keine vierundzwanzig Stunden nach der Ankunft unseres Zephalopoden-Gastes fällt mir bereits auf, dass wir etwas gemeinsam haben: Auch ich tarne mich. Ich schleiche unsichtbar durchs Leben wie ein totaler Versager und hoffe, von möglichst wenigen Menschen bemerkt zu werden. Und so verhalte ich mich schon, seit die Sache mit Jeffrey den Bach runtergegangen ist.

»Ich denke, Sie müssen akzeptieren, dass manche Menschen Schwierigkeiten haben, ihre Gefühle zum Ausdruck zu bringen«, gibt Jenny zu bedenken.

Die Formulierung *manche Menschen* benutzt sie immer, wenn sie eigentlich mich meint. Aber sie zieht wieder einmal falsche Schlüsse. Dieser Mann wusste einfach nicht, ob er mich nun mochte oder nicht, und das verunsicherte mich. Obwohl ich selbst daran schuld war, dass er es gar nicht wissen konnte. Weil ich mich nicht gezeigt hatte.

*Ich lauf zum Bäcker Bäcker Bäcker, denn Keks schmeckt lecker lecker lecker, ich will dich essen essen essen.*

Ich lasse Jennys Analyse durch den Filter meines imaginierten Therapeuten laufen, der mit einer scharfsinnigeren Reaktion aufwartet: Es waren doch erst zwei Treffen. Wieso muss ich denn überhaupt wissen, was dieser Mann für mich empfindet? Wieso muss denn schon alles klar sein? Weiß ich überhaupt, ob ich *ihn* mag? Ich meine, von seinem Äußeren jetzt mal abgesehen. Ich muss lernen, Ungewissheit besser auszuhalten.

Und plötzlich ist mir klar, dass es um den Oktopus geht.  
*Ich muss lernen, Ungewissheit besser auszuhalten.*

## *Freitag, früher Abend*

Juni in Los Angeles ist in jeder Hinsicht das Gegenteil von Juni anderswo auf der Welt. Hier gibt es dann nur eines: trübes graues Zwielicht. Die Sonne verschwindet hinter Wolken, Nebel, Smog und Dunst und lässt sich wochenlang nicht mehr blicken. Normalerweise mag ich diese Zeit. Normalerweise betrachte ich sie gelassen als den Preis, den wir dafür zahlen müssen, dass wir den Rest des Jahres in strahlendem Licht leben. Aber dass es heute Abend keinen Sonnenuntergang gibt, setzt mir zu.

Trent ruft an und will sich später mit mir zum Essen verabreden. Ich lehne ab, was Trent aber nicht hören will, weshalb ich schließlich zusage, damit sich die Debatte nicht endlos hinzieht. Es fühlt sich gar nicht gut an, Lily auch nur eine weitere Stunde allein zu lassen, aber ich spüre, dass ich mit jemandem sprechen muss, und wenn es nicht Jenny ist, kann ich ebenso gut mit Trent reden. Er weiß genau, wie er zu mir durchdringt – seit damals, als wir uns am allerersten Studientag in Boston kennengelernt haben. Er war ein lauter Mann aus Texas und ich ein stiller Mann aus Maine, und ich war auf Anhieb gefesselt von seinem südlichen Charme, während er auf Anhieb fasziniert war von meiner nordischen Kühle. Unsere Freundschaft war ein Erfolg seit dem Augenblick, als er an die Tür meines Zimmers im Studentenwohn-

heim klopfte und fragte, ob wir zusammen zum 7-Eleven gehen wollten, um Kippen zu kaufen; er war Ferris Bueller, ich Cameron Frye.

Seit unserem zweiundzwanzigsten Lebensjahr versucht Trent mich davon zu überzeugen, dass ich mir keine Sorgen machen soll. Damals prophezeite er mir, alles würde gut werden, wenn wir erst neunundzwanzig wären. Schlimme Trennung? Halb so wild. Unerträglicher Job? Trotzdem zu irgendwas gut. Sonst irgendein Stress? Warum sollte man sich den Kopf darüber zerbrechen, wenn doch mit neunundzwanzig ohnehin alles gut würde? Zuerst löcherte ich Trent noch: Warum denn mit neunundzwanzig? Weshalb nicht mit achtundzwanzig? Dann schob ich Panik. Wenn ich nun womöglich erst einunddreißig werden musste, damit bei mir alles gut sein würde? Fluchen konnte ich auch erst anständig in der siebten Klasse, und man schrieb das Jahr 1995, als ich endlich kapiert hatte, was das Internet ist. Ich machte mir ständig Sorgen, überall hintendran zu sein. Doch die Kühnheit und Überzeugungskraft, mit der Trent an seiner Aussage festhielt, machten mich schließlich zum Gefolgsmann. Ich fragte ihn allerdings nie, *was* genau denn nun alles gut werden würde – und bezweifle auch ein wenig, dass er selbst es wusste.

Und dann, in den schwindenden Stunden meines neunundzwanzigsten Lebensjahrs, fand ich Lily. Am Tag vor meinem dreißigsten Geburtstag.

Trent sitzt schon in unserem üblichen Restaurant, als ich eintreffe. Wir mögen dieses Lokal, weil der Martini in einem gekühlten Glas serviert wird, und wenn man ihn zur Hälfte ausgetrunken hat, bekommt man ein frisches gekühltes Glas für den Rest. Der Drink wird sogar für einen umgegossen,

und es gibt frische Oliven dazu. Eindrucksvoll, oder? Das nenne ich Service.

»Hi, mein Freund. Hab dir einen Martini bestellt«, sagt Trent.

»Danke. Hast du das andere auch?«

»Teddy«, sagt er in strafendem Tonfall ob meiner Unterstellung, dass er es vergessen haben könnte, und schiebt ein einzelnes Valium über den Tisch. Ich stecke mir die Tablette in den Mund, zerkaue sie leicht und verstaue die Masse unter der Zunge. Dann wirkt das Zeug nämlich schneller. Trent lässt mir eine Minute Zeit, bevor er fragt: »Erzählst du mir jetzt, was los ist?«

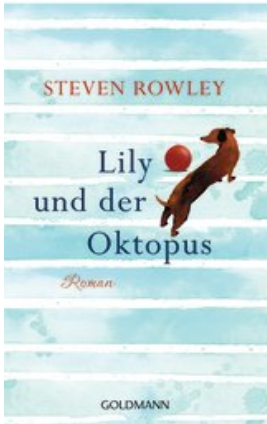
Ich halte den Zeigefinger hoch, damit Trent sich noch geduldet, während ich behutsam die Reste der Tablette zwischen Zunge und Unterkiefer von außen massiere, bis sie gänzlich aufgelöst sind.

»Lily hat einen Oktopus.« Die Worte schmecken grob und kalkig und fallen mir aus dem Mund, bevor ich sie daran hindern kann, was bedeutet, dass ich wirklich dringend reden muss.

Trent blickt verwirrt. »Was?«

»Einen Oktopus. Der auf ihrem Kopf sitzt. Über dem Auge.« Diese Erklärung ändert nichts an Trents Verwirrtheit, und er betrachtet mich forschend. Deshalb entschließe ich mich, noch etwas weiter zu gehen. »So wie du damals.«

Trent ist die einzige andere Person, die ich kenne, die jemals einen Oktopus hatte – außer im Salat. Trents Oktopus trat 1997 in Erscheinung, als wir in Los Angeles zusammenwohnten. Eines Abends saß Trent mit verstörter Miene auf der Couch, rieb sich die Wade und verkündete: »Mein Bein ist taub.«



Steven Rowley

## **Lily und der Oktopus**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 352 Seiten, 12,5 x 20,0 cm  
ISBN: 978-3-442-31433-1

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2017

Lily lebt seit zwölf Jahren in Los Angeles. An der Seite des Drehbuchautors Ted hat sie eine großartige Zeit verbracht. Viele Abenteuer haben die beiden gemeinsam bestanden, so manche Herausforderung gemeistert, und nichts konnte sie je voneinander trennen. Lily ist eine Dackeldame, und sie ist die witzigste und charmanteste Begleiterin, die es für Ted nur geben kann. Doch dann wird Lily schwer krank – und auch wenn Ted weiß, dass er kaum eine Chance hat, zieht er in den Kampf gegen seinen ärgsten Feind: den Tod, der sie bedroht. Ted und Lily begeben sich auf ihre letzte große gemeinsame Reise – und Ted begreift, dass die Liebe uns mitunter allen Mut abverlangt, den wir haben ...

 [Der Titel im Katalog](#)